

Ein Held

Autor(en): **Schnetzler, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **30 (1926-1927)**

Heft 2

PDF erstellt am: **03.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662120>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Held.

Von Rudolf Schöner.

Um Mitternacht kam ein wenig Ruhe über den Kranken. Der Atem stieß gleichmäßiger aus der Brust, der Kopf lag erschöpft auf dem Kopfkissen, die lageren Arme mit den zwei groben Händen, die jedoch auch irgendeine Feinheit an sich hatten, ruhten auf der Decke, der Körper, der unter ihr lag, hatte die Kraft nicht mehr, sich hin und her zu schleudern. Eine Atempause hatte sich in den Kampf mit dem Tode geschoben.

Die verhängte Lampe durchströmte das Zimmer mit einem gedämpften Licht, das alle Dinge wie lebendig und von Blut durchflossen erscheinen ließ und das Bett mit dem Kranken in verjöhnende Farben tauchte. Die Fenster waren geschlossen und sperrten im Zimmer eine Luft ein, die nach allerlei Medizinen roch. Ich saß neben dem Bett, links von mir das Lager des Kranken, rechts, ein wenig zurück geschoben, das Nachttischchen mit leeren und halbvollen Fläschchen. Meine Augen betrachteten den Kranken, den ich zu hüten hatte.

Es war ein eigentümlicher Mensch. Verwahrlost hatte man ihn gebracht von der Straße, auf der er weiß Gott wie manche Jahre als rechtes Schicksalskind herum gelaufen sein mochte. Er war sicher höchstens vierzig Jahre alt, sah aber älter aus; denn er war ein vollkommen abgenützter und verbrauchter Mensch. Darin bestand auch seine Krankheit, wenn man das so nennen darf. Eine eigentliche, speziell zu benennende Krankheit, für die es eine eindeutige Diagnose zu stellen gab, hatte er nicht. Er war typisch ein Mensch, der am Ende stand, weil alles in ihm verbraucht war, das Herz, das Blut, die Organe, sicher auch das Gemüt, die Seele und der Geist. Alles in ihm war krank, nicht nur ein Teil. Einer verdorrten Pflanze könnte man ihn vergleichen, an der jegliches Blatt verdorrt am verdorrten Stengel hing. Die Straße hatte diesen Menschen aufgezehrt, seine Kräfte waren auf all den Wanderungen langsam, langsam in ihr versickert.

Ich wußte nicht, wer er war. Man hatte ihn mir ohne unnötige Erläuterungen zur Nachtwache übergeben. Seine Haare waren in Unordnung und ließen eine prächtige Schädelform erblicken, die sich in schöner Linie wölbte, an der gar nichts Gemeines, Dummes oder Tierisches war. Sie stieg aus den spär-

lich gewordenen ergrauten Haaren heraus, wie der Rücken eines Berges aus einem Nebelstreifen. Das Gesicht war unrasiert, die Zähne schlecht, die Runzeln woben ein dichtes Netz über die Stirne, die Backen und um die Augen. Die Pupillen konnte ich nicht sehen; denn die Lider waren geschlossen. Auch dieses Gesicht verriet einen ebenmäßigen Aufbau, wie eine Fassade war es proportioniert. Unter der ganzen armseligen Poesie der Straße, die meinen Patienten umgab, schlief noch eine andere Welt, die zu ihr in Gegensatz stand.

Nachdem er etwa eine Viertelstunde ruhiger gelegen, öffnete der Kranke die Augen, die ich noch nicht gesehen hatte; denn solange ich bei ihm wachte, hatte er geschlafen, freilich einen Schlaf, der kein Schlaf ist, vielmehr ein Kämpfen mit Dämonen, Mächten und Phantasien. Nun gingen die Augen auf, und ich erlebte ein ganz wunderbares Schauspiel. Sie waren dunkelbraun und groß, anfangs schienen sie matt, von dem physischen Zustand abhängig. Sie starrten nach der Lampe und bekamen allmählich einen Hauch von Glanz. Dann wurden sie immer glänzender und glänzender, je länger sie in die Lampe starrten, bis zuletzt ein solcher Glanz sie erfüllte, daß ich kaum mehr wagte in sie zu schauen. Es waren jene Augen, von denen man sagt, es blicke schon die andere Welt aus ihnen. Wir Gesunden werden von einem zwiespältigen Schauer befallen, wenn wir sie sehen, wir fürchten uns und zugleich wittern wir ein unbekanntes, himmelfernes Glück. Auch mich faßte dieser Schauer. Ich wandte mich ab. Meine Bewegung machte den Kranken aufmerksam. Er wandte den Kopf und sah mich an mit seinen großen Ewigkeitsblicken.

„Was ist?“ fragte er. Seine Stimme klang ruhig und kraftlos.

„Können Sie nicht schlafen? Haben Sie Durst? Ich will Ihnen einen Löffel voll von dieser Medizin geben“, sagte ich. Er ging nicht darauf ein.

„Sie haben sich soeben weggewendet“, hauchte er. „Sie haben mich vorher lange angesehen, ich habe das gefühlt, und nun auf einmal wandten Sie sich ab. Warum? Ich fühle jetzt so fein, daß ich alles weiß, auch wenn ich schlafe, ich fühle selbst mit den Ohren und den

geschlossenen Lidern, höre und sehe sozusagen mit den Poren.“ Das Sprechen machte ihm ein wenig Mühe, doch nicht zu sehr. Seine Sprache hatte nichts, gar nichts vom Jargon eines Landstreichers, die Sätze klangen wohlgeformt und gut gesetzt. Ich legte den Medizinlöffel, den ich schon vom Tischchen genommen, wieder weg.

„Ich konnte Ihre Augen nicht mehr ansehen“, gab ich zu.

„Meine Augen...“ Sein Gesicht wurde voll Freundlichkeit. „Ja, ja, ich sterbe, das sagen Ihnen meine Augen. Sie sind wohl schön?“

„Wundervoll“, bemerkte ich staunend und unachtsam.

„Ja, wir Sterbenden haben die schönsten Augen.“ Er begann zu lächeln und wieder in die Lampe zu starren. „Das ist der Beweis, daß der Tod eine Schönheit besitzt, wie nichts sonst auf Erden. Er ist nur zu viel verleumdet worden unter den Menschen... Man stellt ihn als das Häßlichste dar, dabei ist er das Schönste.“

„Sie sollten nicht so viel reden“, fiel ich ein. „Das tut Ihnen jetzt nicht gut.“ Je mehr er aber redete, umso besser ging es ihm von der Zunge, er bekam wieder Übung im Sprechen. Ich sagte es auch nur, weil es ein ärztliches Gebot war, und ich meine Pflicht tun mußte.

„Lassen Sie mich doch reden“, sagte er. „In meinen Augen ist der Tod, der Übergang, der erste Schimmer der andern Welt. Diese Dinge sind dasselbe, wie der Glanz in meinen Augen. Haben Sie noch nie so schöne Augen gesehen?“

„Nein, noch nie...“

„Dann vergessen Sie nie mehr, daß das die schönsten Dinge sind.“ Seine Augen waren offen wie Tore, deren Flügel man weit aufgerissen hatte. Er lag nachdenklich da.

„Sie sollten versuchen zu schlafen und nicht zu denken. Das Denken wird Sie nur aufregen.“ Ich glaube, er hörte das nicht einmal, sein Wesen war solchen Dingen schon verschlossen.

„Ich muß sterben“, sagte er.

„Das kann man nie wissen, schon mancher...“

„Schon mancher kehrte in letzter Stunde nochmals um und kam wieder zurück, wollten Sie wohl sagen? Gewiß... Ich jedoch will nicht

mehr zurück. Ich bin am Ziele.“ Nach einer neuen Ruhepause begann er aufs neue:

„Es ist aus... Was denken Sie von mir, weil ich so vor Ihnen liege, weil man mich in solchem Zustande von der Straße in den Spital brachte? Ich sehe doch so richtig nach einer zerbrochenen Existenz aus. Sie dachten wohl: auch einer, der dem Leben nicht Meister werden mochte, der zu schwächlich war, um Etwas zu werden, einer der zerbrach und unterlag.“ Jetzt bewegte er eine Hand und legte sie auf die Brust. „Begreiflich, ich sehe ja danach aus. Wenn ich Sie wäre und Sie ich, würde ich dasselbe von Ihnen denken.“ Ich gab keine Antwort, und er forderte auch keine. Er schien zu reden, wie um sich selbst von irgend etwas zu überzeugen. Es ging ihm darum, sich selbst nochmals einen Lebensgrundsatz zu erklären.

„Ich will Ihnen etwas erzählen“, fuhr er fort. „Lassen Sie mich es jetzt ruhig tun“, beharrte er, als ich abwehren wollte. „Es ist ja gleich. Wir können uns damit die Nacht verkürzen, und mir hängt nichts mehr an einer Minute Lebensverlängerung. Ich gehöre der Zeit nicht mehr an. Bei dem, was ich Ihnen nun sagen werde, ist keine Selbstüberschätzung. Wie könnte ich mich in der Lage, in der ich mich jetzt befinde, für etwas Gewichtiges halten? Ich will es Ihnen vielmehr erzählen, damit Sie lernen nicht nur nach dem Außern zu urteilen. Vielleicht kann es Ihnen einst von Nutzen sein. Und ich erzähle es mir auch selbst gerne nochmals vor, halb aus Gewohnheit, weil ich es mir tausendmal vorerzählt habe, und dann auch deswegen, weil es mir jetzt anders klingen muß, als alle die Jahre her. Es erscheint mir nicht mehr so wichtig, ja, es könnte leicht sein, daß die Geschichte jeglicher Größe entbehrt. Vielleicht ist sie nur die Geschichte eines Schwächlings, der nie über einen Schicksalsschlag hinweg kam und so darüber stolperte, daß er daran zerbrach. Es kann aber Ihnen nicht schaden und mir, ach, mir tut es nichts mehr...“

Dann begann er:

„Als junger Mann war ich ein fleißiger Streber, steckte mir hohe Ziele und wollte ein ganz großes Ding werden, ein Pfeiler der Entwicklung, eine Leuchte für die Menschen oder sonst so etwas. Ich hatte das Zeug dazu wirklich in mir, und meine künstlerischen Arbeiten, die ich damals machte, spornten mich an, trugen mir Erfolge ein. Ich sah viele und

lange Jahre des Kämpfens vor mir. Ich wollte ein ganz großer Künstler werden. Außer meinem Talent hatte ich nichts, aber auch gar nichts. Doch von Talent und ein wenig Brot allein lebt der Mensch nicht. Man hat auch ein Herz in der Brust, namentlich in jenen jungen Jahren, das gehört nun einmal so zu den großen Hoffnungen. Talent und Herz sollen aber vernunftgemäß nicht zusammen gehören, solange man nichts hat, trotzdem sie naturgemäß auch in der Armut zusammen gehören dürfen. Ich ließ mich damals von der Natur führen, nicht von der Vernunft, und das war das Verhängnis.

„Reich an Hoffnungen, arm an materiellen Gütern, verliebte ich mich in ein Mädchen. Sie hatte auch nichts. Die alte Geschichte... Wir hatten uns nur unsere Liebe zu geben. Unsere Herzen waren voll und unsere Hände leer. Wir fühlten uns für einander geschaffen, gehörten zusammen. Das Herz und das Blut sagten uns das. Doch die haben ja keinen Verstand, nur deshalb fetteten sie uns innerlich aneinander. Wir hatten nur noch den Wunsch, fürs Leben beisammen zu bleiben. Nach geraumer Zeit gingen wir ganz in diesem Gedanken auf, und eines Tages sprachen wir ihn aus. Von dieser Zeit an tat unsere Liebe nicht mehr gut. Feinde gegen sie tauchten plötzlich auf. Zuerst ein äußerer Feind: ihre Eltern, für die ich doch nur ein Habenichtes war. Was konnte ich ihrer Tochter bieten? Wie wollten denn sie und ich einen Haushalt zusammenbringen? Wie wollten wir einen solchen erhalten? Wir hingen ja materiell vollständig in der Luft. Duster bauten sie die Zukunft vor uns hin, bis wir erschrecken, wenigstens ich; denn mir war der Kopf gegeben, über alles das nachzudenken. Die Eltern türmten eine Mauer quer über unsern Liebespfad. Meine Geliebte hatte schwere Tage daheim, sie weinte viel, und wir mußten mit der Liebe in die Heimlichkeit flüchten, wie mit einer Sünde.

„Der zweite, viel größere Feind erwachte in mir selbst. Das war mein Verstand. Er sagte zu mir: du betrügst dich, du bist in einem Irrtum befangen. Wenn du deine Geliebte liebtest, wie du vorgibst, würdest du daran denken, sie glücklich zu machen; statt dessen hegest du sie in ein Leben hinein, in welchem sie vor Not keine Zeit mehr haben wird, an die Liebe zu denken. Sie wird früh alt werden und bitter vor Entbehrungen. Bis du auf der Höhe

sein wirst, werdet ihr alt sein; denn dein Weg ist lang, ihr werdet dann verwandelt worden sein von allem Leid und viel zu müde, um eure Liebe wieder an der entflohenen Jugend anknüpfen zu können. Und was hast du dann getan? Sie um die Liebe und das Herz und die Jugend geprellt... So sieht deine Liebe aus. Später wird sie es selbst entdecken und es dir sagen. Dann lernt ihr euch vielleicht noch hassen. Du vergiffest auch, daß sie eine Frau ist, und die Natur ihr eine bestimmte Aufgabe zugewiesen hat. Sie muß Mutter sein, um sich vollkommen glücklich zu fühlen. Eine Ehe, die nicht das Kind zum Sinn und Ziel hat, wenigstens ein Kind, hat keine sittliche Grundlage. Also: es werden Kinder kommen. Und dann? Dann fällt ein Berg von Pflichten auf dich; denn dann bist du in erster Linie Vater und Ernährer, in zweiter Linie Gatte und erst in dritter Linie Künstler. Du wirst deine Kunst an den Nagel hängen müssen. Ist alsdann nicht dein Leben zerbrochen? Wird dir dann deine Liebe als Kunstverderberin nicht widrig werden? Ja, ja, dann wirst du ihr fluchen. Du siehst, es geht nicht, ihr verderbt einander nur. Jetzt, im Rausch glaubst du mir vielleicht nicht, aber betrachte die Erwachsenen oder das Leben gewisser großer Männer. Ihr werdet euch auf alle Fälle gegenseitig aufreiben und enttäuschen. Ihr werdet in kurzer Zeit scharfe Gesichter, dürre Lippen und schrägblickende Augen bekommen. Du Künstler, mit deiner Hellsichtigkeit tu einmal einen Blick voraus in den Spiegel der Zukunft. Deine Liebe ist das Gegenteil von allem, was du heute glaubst.

„So sprach mein Verstand zu mir. Es riß lange mein Herz hin und her. Wie hätte ich meinen Verstand widerlegen können? Ich malte mir die Zukunft aus und sah darin eine Frau mit Kindern, die zu ernähren und zu kleiden ihr fast unmöglich war. Sie wohnten in einer ärmlichen Stube. Die Gestalt der Frau und ihre Hände waren von der Arbeit verbraucht. Die Sorgen hatten ihre ganze Schönheit zerstört. War das meine Geliebte? Da erkannte ich, daß ich es ihr schon aus Liebe nicht antun dürfe. Ich sah neben ihr auch einen Mann, der seine Ideale und Gedankenflüge vermüßte, weil sie ihn nur zu einem halben Manne machten, der seine Pflichten nicht zu erfüllen vermochte. Ich begann zu zittern vor dieser Zukunft. Sie kam als Liebesmörderin auf uns

zu, und wir konnten ihr nicht ausweichen, wenn wir diesen Weg gingen und nicht halt machten.

„Ich liebte meine Erwählte sehr. Daran zu denken, daß sie unter der Last der Zukunft zusammen brechen und ihre Liebe verdorren werde, kam mir wie ein schwarzes Verbrechen vor, ein zwar gestattetes, aber schreckliches. Meine Liebe gab es nicht zu . . . Dann kam der Tag, da ich beschloß, aus lauter Liebe und eben um der Liebe willen den Schritt nicht zu tun. Es begann der Kampf mit meiner Geliebten selbst. Nichts konnte sie bewegen, von mir zu lassen. Sie sagte, ich dürfe sie schlagen, unglücklich machen, es sei ihr gleich, wenn mir die Kunst über alles gehe und sie erst lange nach ihr komme, wenn sie nur mit mir gemeinsam den Weg machen dürfe. Und auch sie begann nun noch vor mir eine Mauer aufzuschichten, die es mir verunmöglichen sollte, sie zu bewahren. Ich war bereit, vieles auf mich zu nehmen, nur eines nicht, diese schreckliche Zukunft zu verwirklichen. Diese geschwungenen roten Lippen sollten schmal und trocken werden und mir Bitterkeiten sagen, diese Gestalt sollte sich abarbeiten und eckig werden, dies gute Herz voll Liebe sollte mit Gram erfüllt werden? Nein, das alles konnte ich nicht geschehen lassen. Es durfte unter keinen Umständen sein. Das wurde in mir zur unverbrüchlichen Gewißheit. Aber wie es anfangen? Die Geliebte ließ mich nicht. Sie wollte sich aus Liebe zu mir verderben. Wie hätte aber meine Liebe ihre Verderbnis annehmen können? Dann wäre sie tatsächlich nicht gewesen, was sie von sich behauptete. Plötzlich rückten ihre Eltern mit einem andern Manne auf den Plan. Es war ein tüchtiger junger Mann mit einem festen Beruf und ziemlich gesicherter Zukunft. Ich kam mir mit meinen leeren Händen armselig vor ihm vor. Bei ihm konnte meine Geliebte aufblühen, in geordnetem Haushalt eine blühende Mutter werden, konnte sie unbekümmert Gattin, Geliebte und Mutter sein. Ich sah auch dies Bild in der Zukunft vor mir. Dort lagen die schönsten Möglichkeiten bereit, meine Geliebte brauchte nur die Hände zu öffnen und zu empfangen. Der junge Mann liebte sie und war bereit, seine Lebensarbeit für ein Liebes- und Familienleben mit ihr einzutauschen. Er war ihr auch nicht unsympathisch; denn er sah nicht übel aus, hatte Energie, Manieren und war ein sehr brauchbarer Mensch. Es fehlten ihm ein-

zig mein Talent und meine Geisteswelt, sonst nichts . . . Doch anstelle dieser Dinge vermochte er andere Schätze zu bieten. Ich wog uns und befand mich selbst als zu leicht. Auf seiner Seite sah ich meine Geliebte inmitten einer harmonischen Welt, auf meiner inmitten einer aus den Fugen gegangenen. Da gab es für mich, der ich sie wahrhaft liebte, nicht mehr viel zu entscheiden. Als es gar kein anderes Mittel mehr gab, entschloß ich mich, ihre Liebe mit Stumpf und Stiel aus ihrem Herzen heraus zu reißen, um sie so zu zwingen, die blühendere Welt für sich zu erwählen und in ihr glücklich zu sein und durch keine andere Liebe gehemmt zu werden. Ich täuschte ihr eine Gemeinheit vor, von der ich vorgab, sie begangen zu haben, und zog mir so ihre Verachtung zu. Das heilte sie. Ach, das ist schnell geschehen . . . Ich öffnete ihr die Augen über mich, wie man sagte, bis ihr mein ganzer Idealismus und meine sittliche Anschauung als betrügerische Vorspiegelung erschienen. Ich blieb als Erinnerung an eine Gemeinheit in ihr zurück. Aus Liebe, verstehen Sie, ich habe keine Gemeinheit begangen, ich rettete sie nur vor sich selbst und einem langen Leben in bitterer Not. Ihre Eltern triumphierten. Meine Geliebte heiratete dann den Andern und ist, wie ich es ahnte, eine blühende, glückliche Mutter geworden. Für mich blieb in ihrem ganzen Kreise nur Veringschätzung übrig. Doch muß ich sagen: ich triumphtierte im stillen auch ein wenig, wenn auch unter Qual, ich hatte doch mich selbst überwunden, alle Andern überlistet und die Liebe vor dem langsamen Haßwerden gerettet.

„Jetzt meinen Sie gewiß, es sei das eine Heldentat von mir gewesen? Damals meinte ich es auch, ich triumphtierte ja. Doch der Mensch ist viel zu menschlich, um ein ganzer Held sein zu können. Wie mußte ich das nun erfahren . . . Nachdem mein Verstand damals gesiegt hatte, verstummte er wieder. Das Herz nahm seine Stelle ein, das empörte, vom Verstand unterjochte, vom Schicksal geschlagene Herz, das jetzt von einer verzweifelnden Verlassenheit überfallen wurde. Eine grenzenlose Elendigkeit nahm mich gefangen, elend ward mir im Gemüt, in meiner Brust, in meinem ganzen Wesen. Die Arbeitslust wich von mir, ich mochte nichts mehr anrühren. Ich heulte täglich, wie ein Schuljunge, dem die Tafel zerbrochen war. Von meinem Heldenstücklein

blieb ein großer Katzenjammer übrig. So sah es um meine Tat aus. Dunkle Tage, in deren Leid ich fast versank. Ich glitt rückwärts, Schritt um Schritt, in Arbeit, Kunst und Menschentum. Ich mochte einfach nicht mehr, schlief zu wenig und aß zu wenig, wurde mager und sah übernächtigt aus. Es war der herbe Liebeskummer eines jungen Mannes, der zuweilen einen Menschen mit melancholischer Veranlagung fast tötet. Ich wollte dem Liebesleid nicht erliegen, gab mir eines Tages einen Stoß und sagte zu mir: Was ist denn das mit dir, ist das so noch ein Leben? Sei ein Mann und gehe an die Arbeit. Die Kunst ist groß, du hast Talent und hast noch gar Manches zu tun und zu sagen. Wegen Weibergeschichten fällt ein rechter Künstler nicht um. So sagte ich zu mir und ging danach wirklich an die Arbeit. Doch, es war nichts mehr mit mir los. Ich grübelte an der Kunst herum und fing zu stark an ihr zu deuteln an, begann sie sozusagen mit schrägen Blicken von der Seite anzusehen. Von ihr war bis dahin alles Schwere gekommen, die Armut, zeitweise Hunger, die ganze trübe Gegenwart, das Liebesleid, die trostlose Zukunft. Nur in der Ferne, fast am Horizont des Lebens, zeigten sich einige Verheißungen, bis zu ihnen führte vielleicht eine jahrzehntelange Wanderung durch Wüsten voll Bitterkeit, die mich vielleicht vor dem Ziele schon aufrieben. Ich sah in der Kunst auf einmal den Dämon, der mir alles Große erniedrigte, den Feind meines Glückes, der mir jede Sonne auslöschte, die in mein Dasein trat. Entmutigt und angewidert legte ich die Arbeit wieder weg. An dem arbeiten, was mein Glück zerbrach? Ich hatte weder Lust noch Kraft dazu. So wandte ich mich ab und ließ mein Talent brach liegen. Es war ja doch nur der Dämon in mir. Jedoch diese Dinge waren noch nicht das Schlimmste, das Schlimmste kam erst. Daß ich dort verachtet wurde, wo ich liebte, wurde mir doch das Schmerzvollste. Freilich hatte ich es so gewollt. Diese Verachtung lag wie ein Alb auf mir. Das ist es eigentlich, was mich zerschlug. Geringschätzung anstelle der Liebe war für mich zuviel. Gehen wir jetzt darüber hinweg... Ich war oft daran, meine ehemalige Geliebte aufzuklären. Aber dann hätte ich ihr die Ruhe des Glückes und den Frieden des Herzens zerstört. Wäre das etwa ein Beweis meiner Liebe gewesen? Die Verachtung hing über mir wie eine

schwarze Wolke, an die ich mit dem Kopf stieß, wenn ich mich erheben wollte. Sie bedrückte mich und ich habe mich unter ihr nie mehr aufrichten können. Ich hätte die Möglichkeit gehabt, sie zu verscheuchen, jedoch auf Kosten derjenigen, die ich liebte. Es hätte sich dann eine Wolke auf sie gesenkt, ihr Glück umnachtet und ihr Gemüt verdüstert. So unterließ ich es jedesmal, wenn ich im Verlaufe der Zeiten glaubte, es anders kaum mehr auszuhalten...

„Von dort bis hier ist ein gerader Abstieg, über den es eigentlich nichts zu bemerken gibt, als daß er viele Jahre dauerte und immer tiefer und tiefer führte, bis hierher, in das Spitalbett. Aus meinem Talent ist nichts geworden... Statt einer der Ersten bin ich einer der Letzten, ein Unbekannter, ein Mensch der Straße, einer aus der Gese. Ein schöner Held, nicht wahr, der an seiner Tat zerbricht, einer, der sich nicht über Geschehenes hinweg zu setzen vermochte, der sich nicht aufraffen konnte, wo viele Andere es mit Leichtigkeit tun. Ich hätte mich über mich selbst hinaus flüchten sollen, in die Religion zum Beispiel. Aber ich kann eben auch nicht mehr sein, als ich bin. Ach, es geht mir mit dieser Erzählung jedesmal gleich; am Beginn, vor der Tat, sehe ich Größe darin und nehme mich zusammen, daß ich nicht der Selbstüberschätzung verfallende, und am Ende verläuft sich alles in Kleinheit und Schwäche, bleibt vom ganzen Heldentum nicht ein Körnchen übrig. Menschlich, menschlich...“

Ungefähr von der Mitte der Erzählung an hatten die Stimme und der Augenglanz meines Patienten abgenommen. Nun sank er wieder auf den Grund einer völligen Ermattung hinab. Der Atem wurde langsamer, der Puls fiel. Die Lider glitten allmählich über die matt gewordenen Pupillen.

„Lebt diese Frau noch?“ fragte ich leise.

„Ja“, sagte er, vielmehr: er atmete es aus sich heraus.

„Verachtet sie Euch immer noch?“

„Gewiß.“

„Möchten Sie sich jetzt nicht von dieser Verachtung befreien? Sie werden sie nicht mit hinübernehmen wollen. Soll ich ihr schreiben?“

„Nein, schreiben Sie nicht.“

„Weshalb nicht?“

„Weil es keinen Sinn hat... Das tut mir ja bald nicht mehr weh. Dort hinüber reicht

sie nicht, dort hat man andere Maßstäbe und nimmt man die Dinge von der andern Seite... Zudem, ich möchte mein Werk nicht zerstören."

"Welches Werk?"

"Ihr Glück. — Es ist mein einziges großes Werk, in welchem ich mich selbst übertraf, das mir vollkommen gelang. Ich will nicht Hand daran legen, es soll mich überdauern."

"Ich soll also nichts tun? Alles lassen, wie es ist? Ich habe Ihnen keinen Wunsch zu erfüllen?"

"Kei — nen — ", antwortete er langsam. Seine Stimme verklang. Dann setzten lange,

schwere Atemzüge ein. Er sah mich nicht mehr und hörte mich nicht mehr. Ermattungsschlaf umfing ihn. Ich blieb an seinem Bette stehen, vertiefte mich in sein Gesicht und dachte darüber nach, weshalb er, der in meinen Augen ein Held war, sich selbst für einen Schwächling hielt.

Nach einer Stunde glitt eine Pflegeschwester in das Zimmer: meine Ablösung.

In der dritten Nacht darauf starb er. Die Pflegeschwester, die wachte, merkte es lange nicht, daß er tot war. Als das Leben in ihm keine Nahrung mehr fand, erlosch es, wie eine Lampe, der das Öl ausging.

Gegenätze.

Zart und klein und schwächlich ist dein Körper,
Schwach und keiner schweren Arbeit fähig;
Doch aus deinen stillen Augen leuchtet
Eine Seele, die mit starkem Mute
Lasten trägt, die andere erdrückten.

Martha Ruhn.

Aus der Hauptstadt Menelik's.

(Abdis-Abeba, Abessinien.)

Von Hans R. Müller.

Wer hätte nicht von Menelik gehört, dem volkstümlichsten Fürsten des Orients! Wohl ist er seit Jahren tot, aber die Erinnerung an ihn ist noch überall lebendig und sein Name in jedem Gedächtnis aufs engste mit Abessinien verknüpft. Menelik ist der Neubegründer des aethiopischen Reiches und der Gründer von Abdis-Abeba, der heutigen Hauptstadt des Landes. Seinem Willen verdankt Abdis-Abeba ihre Entstehung, seiner Klugheit und seiner Umsicht ihre Entfaltung und ihr Blühen. Abdis-Abeba ist deshalb in mehr als einem Sinne die Stadt Menelik's.

Die alte Hauptstadt des aethiopischen Reiches war Gondar, im Norden des Landes. Als Menelik, der König von Schoa, die übrigen Provinzfürsten unter sein Szepter gezwungen hatte und zum „König der Könige von Aethiopien“ emporgestiegen war, wurde der Schwerpunkt des Reiches nach Süden verlegt und Ankober, die Hauptstadt von Schoa, zur Hauptstadt des Reiches. Später verlegte Menelik die Residenz nach Antotto. Doch vertrieben ihn Dürre und Wasserarmut bald von diesem Ort. Er zog einige Stunden südwärts und steckte an den offenen Hängen

des Hochlandes seinen Speiß in die Erde. Der neue Ort war günstig, Wasser war genug da und Raum für die weiteste Entwicklung vorhanden. Auf einem sanft gerundeten Hügel ließ er die Königsburg errichten und aus dem Zeltlager der ihn begleitenden Vasallen und Krieger erstand Abdis-Abeba, die Neue Blume.

So wurde der Ort auf Wunsch von Menelik's Gattin, der Kaiserin Taitu, genannt. — Das geschah vor 35 Jahren. Heute zählt die Stadt nach den geringsten Schätzungen hunderttausend Einwohner, nach andern sogar doppelt soviel! So kann im Lande eines unumschränkten Monarchen über Nacht eine Stadt entstehen.

* * *

Auf einer schwachgeneigten Hochebene, 2500 Meter über dem Meerespiegel, dehnt sich diese Stadt weithin über den offenen Hang, eine Siedelung von riesigem Umfang. Fernhin sind die runden, strohgedeckten Hütten sichtbar, aus denen freundliche Räuchlein emporsteigen und die von hohen schlanken Eufalyptusbäumen überragt werden. In drei Tagen klettert die Eisenbahn vom Roten Meer in unzähligen Schlangenwindungen zu diesem Hochland em-